

Yvonne Seidler

GEWALT IN JUGENDBEZIEHUNGEN

153

Die meisten jungen Menschen haben eine romantische Vorstellung von ihrer ersten Liebesbeziehung, die von Vertrauen, gemeinsamen Abenteuern und aufregenden ersten sexuellen Erfahrungen geprägt ist. Tatsächlich machen viele junge Menschen aber (auch) ihre ersten Erfahrungen mit Beziehungsgewalt.

Bevor auf Ausmaß und Hintergründe eingegangen wird, lohnt es sich, Aspekte jugendlichen Beziehungsverhaltens im Rahmen der psychosexuellen Entwicklung zu beleuchten.

Die Pubertät als Entwicklungsphase vom Kind zum Erwachsenen beginnt mit der Vorpubertät ab ca. zehn Jahren.¹ Der Körper verändert

¹ Hellenschmidt, T. & Levitan, N. (2020): Störungen der Sexualität. S. 415–431. In: Kölch, M. et al. (Hg.): Klinikmanual Kinder- und Jugendpsychiatrie und -psychotherapie. Berlin.

sich, es kommt zu einem Anstieg von Sexualhormonen, weiterem Längenwachstum und erster Intimbehaarung. Die Bedeutung der Intimsphäre nimmt zu, soziale Rollen und Geschlechterrollen werden ausprobiert (im geschützten Rahmen des gleichgeschlechtlichen Freundeskreises), Themen wie Beziehung, Liebe, Sexualität usw. werden interessanter.

154

In der frühen Pubertät ab zwölf bis 13 Jahren kommt es zur ersten Menstruation/Ejakulation, zu Brustwachstum bzw. Stimmbruch. Die Peergroup wird gemischtgeschlechtlich und beeinflusst die Entwicklung der Geschlechtsidentität. Die Position in der Gruppe und die (sexuelle) Attraktivität werden sehr bedeutsam. Erste schwärmerische Verliebtheiten können als Übung für erste Beziehungen verstanden werden; diese Verliebtheiten können sich auf andere Jugendliche beziehen, aber auch auf Erwachsene, Lehrer:innen, Autoritätspersonen oder bekannte Persönlichkeiten. Dies mag Pädagog:innen oder Jugendarbeiter:innen überrumpeln oder überfordern, vielleicht auch schmeicheln, trotzdem tragen sie die Verantwortung, mit den Gefühlen der jungen Menschen respektvoll umzugehen, Grenzen zu wahren und ihr Autoritätsverhältnis nicht zu missbrauchen.

Sich präsentieren, die Wirkung auf andere erproben (auch online oder über Nachrichtendienste, Stichwort „Sexting“), bietet Aufregung und Nervenkitzel und gehört zu dieser Entwicklungsphase. Damit verbunden können aber auch Risiken sein, da Konsequenzen und Folgen oftmals nicht realistisch eingeschätzt werden können. Jugendliches Risikoverhalten – Grenzen austesten oder auch überschreiten – wird in vielen Lebensbereichen auftreten, so auch in der Sexualität. Verbote („Schick keine Bilder!“, „Chatte nicht mit Fremden!“, „Wahre deine Grenzen und sag nein!“) sind oft der erste Reflex, wenn riskantes Online-Verhalten mit jungen Menschen thematisiert wird. Warnungen führen allerdings nicht dazu, dass junge Menschen sich von digitalen sozialen Welten fernhalten, sondern eher dazu, dass sie uns sowohl von ihren Abenteuern als auch von nicht so schönen Erfahrungen – wie zum Beispiel digitaler Gewalt – nichts mehr erzäh-

len. Lohnender ist die Auseinandersetzung damit, wie Risikofaktoren identifiziert und idealerweise auch minimiert werden können – nach dem Motto: „Wenn schon Sexting, dann so sicher wie möglich!“²

Die späte Pubertät umfasst den Zeitraum von ca. 16 bis 18 Jahren, geprägt von regelmäßigeren ovulatorischen Zyklen, reifen Spermatozoen und ersten intimen Jugendbeziehungen mit sexuellen Aktivitäten („Geschlechtsreife“). Der Entwicklungsschritt „Partnerschaft“ erfordert das Üben von Beziehungsfähigkeiten wie Rücksichtnahme, Kommunikations- und Konfliktlösefähigkeiten sowie den Umgang mit schwierigen Gefühlen wie Frustrationen oder Eifersucht.

155

In Eriksons Modell der psychosexuellen Entwicklung werden für das Jugendalter zwei große Themenbereiche beschrieben:³ die Phase der Identität, die zwischen dem 13. und dem 18. Lebensjahr verortet wird, und die Phase der Intimität vom 19. bis zum 30. Lebensjahr. Eine stabile Identität dient als Basis dafür, eigene Bedürfnisse und jene des Partners oder der Partnerin abstimmen und intime Beziehungen eingehen zu können. Erst nach der Phase der Intimität – in der Phase der Generativität – ab ca. dem 30. Lebensjahr beschreibt Erikson Elemente wie Fürsorge, generationale Weitergabe, eine Balance zwischen Selbstliebe und der Liebe zu Anderen. Erikson gibt jungen Menschen demnach deutlich länger Zeit, Fähigkeiten und Kompetenzen zu erlangen, die für gelingende und gesunde Partnerschaften relevant sind.

Entwicklungsschritte, die erst geleistet werden müssen, verbunden mit jungem Risikoverhalten und dem Austesten von Regeln und Grenzen können (neben anderen Faktoren) zu sexuellen Verhaltensweisen führen, die Sorge bereiten. Dazu zählt sexuelles Risikoverhalten, das Jugendliche erhöhten Gefahren aussetzt, aber auch sexuell belästigendes Verhalten, womit jede Form der unerwünschten sexuellen Auf-

2 www.saferinternet.at

3 Schöter, B. (2012): Erik H. Eriksons Phasenmodell der psychosozialen Entwicklung und Klaus Flurrelmanns sieben Thesen zur Sozialisation, München.

merksamkeit gemeint ist, und sexuell gewalttätiges Verhalten.⁴ Barbara Krahe spricht von riskanten sexuellen Skripts, die das Sexualverhalten beeinflussen. Zu diesen riskanten sexuellen Skripts zählen beispielsweise die Bereitschaft zu unverbindlichen Sexualkontakten, Alkohol und Drogen im Kontext sexueller Interaktionen sowie die uneindeutige Kommunikation mit potenziellen Sexualpartner:innen.⁵ Diese uneindeutige Kommunikation äußert sich etwa dadurch, dass zwar „Nein“ gesagt wird, aber „Ja“ gemeint ist („token resistance“). Das klingt schwer nachvollziehbar, wird aber deutlicher, wenn die typische Sozialisation von Mädchen betrachtet wird: Ein Mädchen dürfe kein „leichtes“ Mädchen sein, müsse sich erobern lassen etc. Auch heutzutage werden uns noch geschlechtsspezifische Verhaltensnormen vermittelt, wie zum Beispiel anhand typischer Workshop-Inhalte zur Stärkung von Mädchen und jungen Frauen: „Wehr dich!“, „Verteidige deine Grenzen!“ und „Sag nein!“. Hier wird jungen Frauen beigebracht, dass sie „Nein“ sagen müssen – aber was, wenn sie das gar nicht wollen oder zeitgleich ein großes Interesse da ist, sexuelle Grenzen auszutesten? Das kann zu typischen widersprüchlichen Doppelbotschaften führen: Verbal wird „Nein“ gesagt, Körpersprache und Mimik vermitteln hingegen ein „Ja“. Hier bleibt es dem Empfänger oder der Empfängerin überlassen, welche Botschaft ankommt und ob ein „Nein“ oder ein „Ja“ verstanden wird. Die zweite Variante uneindeutiger Kommunikation ist es, „Ja“ zu sagen und mitzumachen, obwohl man eigentlich nicht will („Compliance“). Auch das ist eine für das Jugendalter nicht untypische Verhaltensweise. Man möchte dazugehören, ist möglicherweise verliebt, glaubt, sich nicht verweigern zu können, und findet sich in Situationen wieder, denen man sich nicht entziehen kann.

4 Allroggen, M., Fegert, J.M., Rau, T., Spröber, N. (2011): Sexuelle Gewalt unter Kindern und Jugendlichen. Ursachen und Folgen. Eine Expertise der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie/Psychotherapie, Universitätsklinikum Ulm.

5 Krahe B. (2011): Pornografiekonsum, sexuelle Skripts und sexuelle Aggression im Jugendalter. In: Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie 43 (3), 133–141, Göttingen.

Für die Präventionsarbeit ist der Auftrag klar: Junge Menschen sollen darin bestärkt werden, sich über eigene Gefühle und Bedürfnisse klar zu werden und diese äußern und vertreten zu können. Die Fähigkeit, mit potenziellen Sexualpartner:innen darüber verhandeln zu können, was für beide passt, über sexuelle Wünsche und Vorstellungen sprechen zu können und diese mit jenen des Partners oder der Partnerin in Einklang zu bringen, ist eine wesentliche Beziehungskompetenz, die geübt werden kann. Durch Achtsamkeit und Kommunikation lassen sich erste einvernehmliche Erfahrungen problemlos umsetzen.

Obwohl es einfach klingt, ist es offensichtlich schwierig: Seit den 1990er Jahren gibt es erste Studien zur sexuellen Gewalt durch jugendliche Täter:innen. Ab den 2000er-Jahren wurden auch im deutschsprachigen Raum Studien durchgeführt, die eindrückliche Ergebnisse lieferten. Laut einer Schweizer Studie aus dem Jahr 2006 waren bei der Hälfte der Fälle sexueller Gewalt an Jugendlichen die Täter:innen ebenfalls Jugendliche. Die Frage, ob sie nach der Tat eine Anzeige gemacht haben, bejahten 17 % der Betroffenen, die durch erwachsene Täter:innen viktimisiert wurden. Diese erschreckend geringe Anzeigebereitschaft betroffener Jugendlicher sank noch einmal deutlich auf nur 3 %, wenn Täter:innen ebenfalls Jugendliche waren. Das kann verschiedene Gründe haben: kein Vertrauen in die Polizei, Abgrenzung von Erwachsenen, die zunehmende Bedeutung der Peergroup und die Vorstellung, dass innerhalb der Peergroup geklärt werden müsse, was innerhalb der Peergroup passiert. Möglicherweise wirkt sich aber auch die Erfahrung aus, dass auf Versuche, sich an Erwachsene zu wenden, nicht entsprechend oder sogar negativ reagiert wurde. Nicht selten erleben Betroffene, dass ihnen Mitschuld an der erlittenen Gewalt gegeben wird: Sie hätten sich nicht in diese Situation bringen dürfen, auf Warnungen hören und „Nein“ sagen müssen. Dass Täter sich von einem „Nein“ üblicherweise nicht aufhalten lassen und Betroffene gezielt manipulieren, wird oft nicht entsprechend wahrgenommen. Die Vorstellung, dass Kinder und Jugendliche sich selbst vor sexueller Gewalt schützen müssen, stammt aus den

1980er-Jahren, als erste „präventive“ Botschaften für Kinder formuliert wurden („Dein Körper gehört dir!“, „Sag NEIN!“, „Vertrau deinen Gefühlen!“ usw.).⁶ Hier wird Kindern etwas zugeschrieben, das sie nicht haben: die Fähigkeit, sich gegen erwachsene, manipulative Täter:innen wehren zu können, von denen sie möglicherweise auch abhängig sind oder die sie sogar lieben. Gleichzeitig werden Erwachsene aus ihrer Verantwortung entlassen, den Schutz von Kindern und Jugendlichen sicherzustellen.

Dass es sich bei sexueller Gewalt unter Jugendlichen nicht um bedauerliche Einzelfälle handelt, sondern dass zahlreiche junge Menschen betroffen sind, wurde anhand weiterer Studien bestätigt. Eine Befragung zur sexuellen Gesundheit steirischer Jugendlicher aus dem Jahr 2011 konnte ermitteln, ob Jugendliche, die Opfer sexueller Gewalt waren (rund 11 % der Befragten), jemandem von den Gewalterfahrungen erzählt haben.⁷

46 % der betroffenen Mädchen und 12 % der betroffenen Burschen bejahten diese Frage, am häufigsten wurden Freund:innen als Ansprechpersonen genannt, seltener Eltern (hauptsächlich Mütter), so gut wie nie Pädagog:innen oder Beratungseinrichtungen. Diese Studie offenbart ein weiteres interessantes Detail: Jugendliche, die bereits erste sexuelle Erfahrungen gemacht haben, wurden gefragt, ob sie „selbst bestimmen konnten, wie weit sie gehen wollten“, wobei rund 63 % angaben, selbst bestimmt zu haben. Das macht sichtbar, dass es zwischen einvernehmlichen, beidseitig gewollten sexuellen Interaktionen einerseits und sexueller Gewalt andererseits einen nicht unwesentlichen Graubereich bzw. eine Abstufung gibt: Zumindest

6 Vgl. Schrenk E. & Seidler Y. (2018): Sexualisierte Gewalt und Prävention – Wissen schützt! Eine Erhebung zur Situation in Österreich. Dissertation, Karl-Franzens-Universität Graz. <https://unipub.uni-graz.at/obvugrhs/download/pdf/2581352?originalFilename=true>

7 Vgl. Hazissa (Hg) (2011): Sexuelle Gesundheit von Jugendlichen in der Steiermark. Graz. https://www.hazissa.at/files/9414/4212/9754/Sexuelle_Gesundheit_Jugendlicher_Steiermark_2011.pdf

einer der Beteiligten kann nicht mehr selbst bestimmen, was passiert, ohne dass diese Fremdbestimmung als Gewalt empfunden wird.

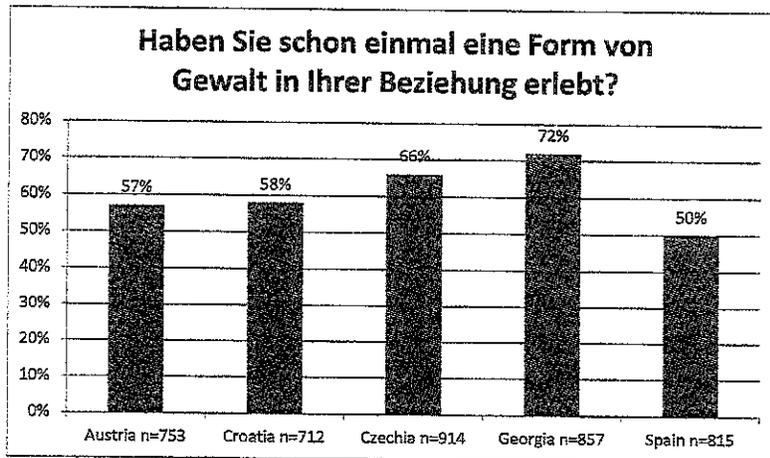
Mit diesem Graubereich beschäftigt sich eine Schweizer Studie aus dem Jahr 2018, in deren Rahmen mehr als 7000 junge Erwachsene zwischen 24 und 26 Jahren befragt wurden.⁸ In dieser Studie berichteten 16 % der Frauen und 3 % der Männer von sexueller Gewalt. Von nicht selbst gewünschten sexuellen Kontakten berichteten 25 % der Frauen und 8 % der Männer, von ungewolltem Geschlechtsverkehr 53 % der Frauen und 23 % der Männer. Die am häufigsten genannten Gründe für diese ungewollten sexuellen Interaktionen waren: „damit die Beziehung rund läuft“, „weil es von Partner:innen erwartet wird“ und „aus Liebe“.

Demnach kann nicht eindeutig zwischen gesunden oder toxischen Beziehungen unterschieden werden. Im Graubereich zwischen gesund und toxisch wird geübt, Rücksicht auf die Bedürfnisse des Partners oder der Partnerin zu nehmen, Kompromisse eingehen zu können, eine Balance zwischen Selbstliebe und Liebe zum oder zur Anderen zu finden. Für die Präventionsarbeit mit jungen Menschen lohnt es sich, diese Aspekte zu reflektieren. Junge Menschen sollen dabei unterstützt werden, eigene Bedürfnisse und jene des Partners oder der Partnerin wahrzunehmen, darüber sprechen zu können und zu klären, wie viel Fremdbestimmung in einer Beziehung akzeptabel bzw. wie viel Selbstbestimmung notwendig ist.

Sexuelle Gewalt ist lediglich eine von mehreren Formen von Gewalt, die in Jugendbeziehungen vorkommen können. Daneben bestehen auch andere Formen von Gewalt, die nicht unerheblich sind.

8 Vgl. Barrense-Dias Y., Akre, C., Berchtold, A., Leeners, B. Morselli, D., Suris J-C. (2018): Sexual health and behaviour of young people in Switzerland. Lausanne. https://serval.unil.ch/resource/serval:BIB_ADC508C2AA4EP001/REF.pdf

Im Zuge eines EU-Projekts mit österreichischer Beteiligung wurden die Erfahrungen von 5000 jungen Menschen hinsichtlich Gewalt in Jugendbeziehungen erhoben. Von den beziehungserfahrenen Jugendlichen in Österreich berichteten 57 % von Gewalt in ihren ersten Beziehungen:⁹



160

Als häufigste Gewaltform wurde von 41 % der Betroffenen psychische Gewalt genannt, zum Beispiel digitale Gewalt in Bezug auf Social Media oder über Nachrichtendienste. 13 % der Betroffenen berichteten von physischer, 8 % von sexueller und 7 % von ökonomischer Gewalt.

Die Erhebung fragte zudem ab, wie die jungen Menschen nun auf die Gewalt in der Beziehung reagiert und was sie getan haben, um die Gewalt zu beenden. 48 % der Betroffenen haben die Beziehung beendet. 43 % der Betroffenen haben eine Freundin oder einen Freund informiert. Nur rund ein Viertel der Betroffenen (26 %) hat den El-

⁹ Vgl. Hazissa (Hg) (2021): Ergebnisse der quantitativen Datenerhebung im Rahmen des Erasmus+ Projektes „Love & Respect – Preventing Teen Dating Violence II“ Graz. https://www.hazissa.at/files/5016/1830/7346/Kurzbericht_Ergebnisse_Love_And_Respect.pdf

tern davon erzählt, 7 % der jungen Menschen haben eine Anzeige erstattet. Lehrer:innen bzw. die Schule wurden in 6 % der Fälle informiert, obwohl die Schule ein sehr häufiger (Tat-)Ort jugendlicher Gewalt ist. 4 % der Betroffenen haben eine Beratungseinrichtung, einen Notruf oder eine Hotline kontaktiert.

Das macht deutlich, dass die allermeisten Betroffenen keine professionelle Gewaltberatung in Anspruch nehmen oder ihre Erfahrungen aufarbeiten können. Oftmals wissen sie nicht, dass es diese Angebote überhaupt gibt, obwohl rund 60 % der Betroffenen von gravierenden Folgen der Gewalt berichten: Schlafstörungen, Übelkeit, Schwindel, Konzentrationsstörungen, Störungen des Essverhaltens, Ängste und Suizidgedanken.

Eine Schweizer Studie bestätigt diese hohen Zahlen.¹⁰ Hier waren 64 % der befragten Mädchen und 56 % der Burschen Opfer von Gewalt in Paarbeziehungen, als häufigste Gewaltform wurde ebenfalls psychische Gewalt genannt, insbesondere die Kontrolle sozialer Kontakte und Medien. Interessanterweise berichteten 58 % der Mädchen und 40 % der Burschen von selbst ausgeübter Gewalt in der Beziehung, wobei Mädchen häufiger Cybergewalt ausüben, während Burschen öfter sexuell gewalttätig sind. Die Gewalt in Teenagerbeziehungen ist oftmals wechselseitig, und Opfer können auch Täter:innen sein. Die genannte Erhebung konnte weitere Zusammenhänge herstellen: Frühe erste sexuelle Beziehungen korrelierten mit sexueller Gewalt sowie starren Geschlechterrollen und Gewaltakzeptanz in der Peergroup. Erhoben wurden zudem geschlechtsspezifische Rechtfertigungen von Gewalt wie zum Beispiel: „Wenn ein Mann seine Frau betrügt, darf sie ihn schlagen“, oder „Ein Mann muss bereit sein, Frau und Kinder mit Gewalt zu verteidigen“.

161

¹⁰ Eidgenössisches Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann EBG (Hg) (2020): Gewalt in jugendlichen Paarbeziehungen. Bern. <https://www.ebg.admin.ch/ebg/de/home/dokumentation/publikationen-allgemein/publikationen-gewalt.html#-874620596>

Weitere Risikofaktoren, die häufig genannt werden, sind sozioökonomische Faktoren, bereits erlebte oder miterlebte Gewalt in Familie oder Umfeld, mangelnde sexuelle Bildung, mangelnde soziale Kompetenzen, psychische Erkrankungen, Beeinträchtigungen oder Behinderungen.

Gewalt in Jugendbeziehungen ist ein Phänomen mit langfristigen Folgen für die psychosexuelle Entwicklung Jugendlicher. Für die Prävention von Beziehungsgewalt empfiehlt die WHO alters- und entwicklungsgerechte, dem aktuellen Forschungsstand entsprechende und durch qualifiziertes Fachpersonal durchgeführte sexuelle Bildung.¹¹ Innerhalb dieser sollen auch Beziehungskompetenzen geübt und Haltungen und Einstellungen, die Gewalt in Beziehungen erlauben, reflektiert und verändert werden.

Das Vermitteln von Beziehungsfähigkeiten, sozialen, emotionalen, Kommunikations- und Konfliktlösekompetenzen, Medienkompetenzen, altersentsprechender Mit- und Selbstbestimmung, Informationsvermittlung über Rechte, Gewalt und Unterstützungsangebote sind weitere Elemente der Präventionsarbeit mit Jugendlichen. Als zusätzlicher Baustein wird die Peergroup angesprochen, an die sich Betroffene hauptsächlich wenden; Sensibilisierung und Stärkung der Handlungskompetenzen stehen hier im Zentrum präventiver Bemühungen.

Neben den Jugendlichen ist Präventionsarbeit im Kontext der Jugendarbeit an verantwortliche Erwachsene, Jugendarbeiter:innen und Pädagog:innen adressiert und setzt Angebote, die dazu beitragen, Haltungen zu reflektieren und Wissen und Handlungskompetenzen zu vermitteln. Institutionell verankerte Gewaltschutzkonzepte stellen sicher, dass die Bearbeitung der Themen nicht von einzelnen

11 WHO/BZgA (2011): Standards für Sexualaufklärung in Europa - Rahmenkonzept für politische Entscheidungsträger, Bildungseinrichtungen, Gesundheitsbehörden, Expertinnen und Experten. Köln. https://www.bzgawhocc.de/fileadmin/user_upload/WHO_BZgA_Standards_deutsch.pdf

engagierten Mitarbeiter:innen abhängt, sondern selbstverständlicher Bestandteil der pädagogischen Alltagsarbeit ist. Ein sicherer Ort für Kinder und Jugendliche soll aber nicht nur das Jugendzentrum im Ort sein, sondern auch Kindergärten, Schulen, Sportvereine und Freizeitangebote müssen Gewaltschutz und -prävention auf die Agenda setzen und strukturell verankern. Überdies sind Gesellschaft und Politik gefordert, gewaltfördernde Sozialisationsbedingungen zu reduzieren – beispielsweise durch (ökonomische) Unterstützung von Familien, Frühe Hilfen, Elternbildung usw.¹²

Für Opfer, aber auch für Täter:innen jugendlicher Beziehungsgewalt braucht es jugendgerechte Opferschutzeinrichtungen wie Notwohnungen, aber auch niederschwellig verfügbare therapeutische Angebote für die Aufarbeitung von Gewalt.

Gewalt in Jugendbeziehungen wahrnehmen, aufdecken, beenden und aufarbeiten sowie Präventionsangebote als Regel statt als seltene Ausnahme sind nicht nur für akut betroffene Jugendliche unabdingbar, sondern tragen langfristig zu einer sicheren, gewaltfreien Gesellschaft bei, was eine lohnende Perspektive ist.

12 Vgl. CDC (2022): Preventing Teen Dating Violence. www.cdc.gov/violenceprevention

